

[16]

Unter der Asche.

Roman von F. Heidheim.

Auf dem Rückwege durch den Klostersgarten — es dämmerte schon stark — nahm Wilhelma wieder den Arm der lieben Aliz, wie sie diese jetzt immer in aufrichtiger Zärtlichkeit nannten, und Kornelia ergriff ihre Hand.

„Wir haben dir etwas zu sagen, liebes Kind, sehr Beinliches; du bist die einzige, die vielleicht Wandel schaffen kann.“ begannen sie dann, als hätten sie vorher sich die Scene genau verabredet.

Aliz blieb erschrocken stehen. Der Ton der Worte berührte sie wie eine Unglücksahnung. Galt es Leo?

„Höre, Aliz, wir sind express deshalb gekommen. Die Baronin, deine Stiefmutter ist eine charmante Frau, wir können nicht anders als ihr gut sein.“

„Nun? Aber?“

„Ja sieh, liebes Kind, wir müssen es sagen, weil wir so sehr wünschten, es ließe sich Einhalt thun.“

„Aber was? Sprich, Tante Kornelia!“

„Nun, siehst du, du brauchst nicht gleich zu denken, daß es sich um Leben und Tod handelt; aber in der That, die fatale Stimmung breitet sich immer weiter aus, es ist unbegreiflich.“ fügte Tante Wilhelma hinzu.

Aliz senkte den Kopf und biß sich auf die Lippen. Sie wußte ja diese Vorreden schon seit ihrer Kindheit auswendig; dieselben hatten sie früher, wo sie weder Furcht noch Strafe noch Selbstbeherrschung kannte, oft so unartig gegen die beiden alten Fräulein gemacht.

„Ja, es ist wirklich geradezu unbegreiflich. Sie muß sich eine oder mehrere Feindinnen gemacht haben.“

„Man sagt Adriana Schlimmes nach?“ fuhr Aliz empor.

„Nun, nicht gerade Ehrenrühriges, Kind, oder wie du sagst, Schlimmes, aber es ist Thatsache, man spricht nicht freundlich von ihr.“

„Paß,“ machte Aliz.

„Die Sache ist die: Adriana's Benehmen giebt Anstoß,“ sagte Wilhelma.

„Sie thut nichts, was ihre Stellung in der Gesellschaft unmöglich machte, aber sie hat eine Manier, sich als Großstädtlerin aufzuspielen, welche unsere Damen verlegt, während sie die Herren anzieht und fesselt. Ihre Emanzipirtheit, ihr gänglicher Mangel an Unterordnung, ihre Art, den hochgestellten Damen zu widersprechen und ihr Besserwissen zu betonen, indem sie ihre Witze den Damen ins Gesicht schleudert — das alles!“

„Aber Adriana hat die höflichsten, besten Formen,“ rief Aliz zornig.

„Das ist's gerade!“ Die Generalin von Trutmann sagte dasselbe und setzte sehr bedauernd hinzu: „Die liebenswürdige Frau moquirt sich über uns, indem sie sich in der verbindlichsten Weise verneigt.“

„Das ist nicht wahr! Das ist einfach Verleumdung!“

„Liebe Aliz, sie hat neulich erst die ganze Gesellschaft auf Kosten der Präsidentin Holbach lachen gemacht.“

„Ich war dabei, Tante! Frau von Holbach gab Adriana eine sehr beißende Bemerkung zu hören über billig gekaufte Diamanten, eine Malice, deren Spitze sich ganz unverkennbar gegen Adrianas Vater richtete, und diese zahlte ihr heim mit solchem Erfolg, daß sie die Lacher auf ihrer Seite hatte. Ich war empört über die Holbach und in der That theilten diese Empfindungen die sämtlichen Tischnachbarn, denn ihr zustimmendes Lachen machte die Niederlage der Angreiferin zu einer beschämenden. Adriana hatte die verlegende Scene nicht provoziert, sie wehrte sich nur gegen eine beabsichtigte Demüthigung. Wir kennen sie zu Haus nur von der liebevollsten und nachgiebigsten Seite.“

„Du bist ein gutes, trautes Kind, wir versetzen deine Noblesse,“ sagten die Tanten, und als Aliz sich dagegen wehrte

und ihre Aussage nur und lebendig Ueberzeugung nannte, fügten sie hinzu:

„Wir mußten es dir sagen, Kind, es ist in der That für uns sehr niederbrückend, daß man in jedem Kaffee oder Thee auf unsere Verwandte, die Baronin von Taura, stößt, oder offen die herbe Kritik über sie ausspricht. Ein paar friedliche und unbeschädigte Mädchen, wie wir es sind, können wir uns gegen die Nadelstiche nicht wehren.“

„Es ist zu abscheulich! Denke dir, Aliz, ich fragte neulich in einem Kaffee bei der Gräfin Custell die Majorin Sternthal, woher die wundervolle echte alte Renaissance-Schale wohl stamme, die ich bei ihr bewundert hätte. Sie hat nämlich geerbt. „Vom alten Limburg!“ rief sie über den Tisch herüber mit einem abscheulichen Ton.“

Es gab ein Lächeln und Fragen: „Was ist mit dem alten Limburg?“

„Ah, der alte Limburg unter den Linden —! Ah! So! Und dann sahen sie uns an und das Gespräch war abgebrochen. Die Majorin Sternthal ist nämlich wüthend auf deine Stiefmutter, weil der Prinz sie aufgegeben hat, indem er Adriana zu bewundern schien.“

„Du willst doch nicht sagen, Tante Cornelia?“ Der Ton klang fast drohend.

„Gott bewahre, Kind, kein Mensch läßt sich das im Traum einfallen! Gerade weil Adriana sich tabellos in dieser Hinsicht benimmt, sucht man diese andern Geschichten hervor. Man beneidet sie, man ärgert sich, daß die Baronin Taura eine Rolle spielt. Adriana ist auffallend hübsch, ja schön; sie hat Diamanten wie eine Fürstin, sie ist hochelegant, Grund genug! Grund genug!“

„Das Lange und Breite ist aber, daß uns die Oberstin Flohr gesagt hat, man würde nicht zu euch gehen, wenn ihr einladet; ihr würdet euren Ball wohl ohne Gäste geben,“ sagte Wilhelma gedrückt.

„Sieh, und die Angst vor solcher Blamage, die trieb uns, es dir zu sagen.“

„Und was soll ich dabei thun?“ fragte Aliz jetzt ganz erschrocken und verwirrt, denn was konnte da vorliegen? Die Tanten mischten sich sonst nicht in derartige Dinge, sie mußten es für sehr nothwendig halten.

„Du mußt Adriana bestimmen, daß sie sich in unsere Kleinstädtischen Verhältnisse schießt; sie muß sich daran halten, daß sie sich die Tonangeberinnen zu Freundinnen macht. Du weißt, wie die Kammerherrin Wesdahl und ihr Anhang die ganze Gesellschaft beherrschen, und ehe ihr einladet, hörst du, sollte Adriana nochmals hier und da bei den Hauptpersonen Visite und sich recht liebenswürdig machen.“

Aliz schwieg nachdenklich. Wie sie Adriana kannte, so würde die Lachen über all den Klatsch; sie aber wußte, wie sehr die Tanten recht hatten, die Feindseligkeiten der stimmungführenden Damen zu fürchten.

„Ich will mit ihr reden, ich danke euch, aber seid versichert, man thut Adriana in gehässigster Weise Unrecht.“

„Das ist gewiß! Aber bedenke den Verbruch für deinen Papa! Und es war alles so gut und klug eingeleitet und ging so vortrefflich!“

In dem Wunsche, dem Vergerniß vorzubeugen, kamen die Drei überein, und Adriana empfing die Heimkehrenden nun auch wieder so liebenswürdig, und die verfrühte Theestunde war so traulich, so heiter, daß die beiden alten Fräulein sie beim Abschiede mit aufrichtiger Wärme umarmten und im Stillen sich sehr freuten, dem Unheil der gesellschaftlichen Ungnade zuvorgekommen zu sein, denn Aliz wird es schon machen, sie ist klug und taktvoll, trösteten sie sich.

Adrianas Herzengüte aber rührte sie tief, als der Kutscher dann außer den minos-pies noch einen Hasen und allerlei

andere gute Dinge von der Frau Baronin in ihre kleine Küche lieferte.

Der Baron saß am andern Morgen in seinem Zimmer und las behaglich die Zeitungen, denn es regnete in Strömen und an Tagd war kein Gedanke, als ihm der Müller, der Meierbauer und ein anderer Hofbesitzer gemeldet wurden.

„Also richtig, wie Mir von Klara erfahren hatte! Die Leute kannten ihren Baron und hatten ihn gern, er war eine Natur, welcher sich die Popularität ohne jedes eigene Bemühen zuwendete, und wenn die Leute auch die Köpfe oftmals geschüttelt hatten über die „lateinische“ Wirthschaft, welche der Herr betrieb, so hatten sie doch zu seiner Einsicht in die Gemeindeangelegenheiten großes Vertrauen gewonnen.

Deshalb kamen sie heute, und der Meier und der Müller stellten die Sache vor.

„Ihr irrt euch! Wer euch das gesagt hat, versteht selbst nichts davon; geht hin, wenn ihr mir nicht glauben wollt, und erkundigt euch in der Stadt bei Sachverständigen,“ war seine ruhige Antwort.

„Ja, das haben wir gethan,“ sagte der Müller. „Wenn wir aber dies eine Mal „Ja“ sagen zu der Errichtung einer Fabrik, so müssen wir es immer, das sieht man ja offenbar in der Vorstadt; da steht Schornstein an Schornstein, und früher hat kein Mensch an Fabriken gedacht. So wird es wohl am besten bei uns bleiben, wie es ist, und wenn wir darum prozeßiren sollten.“

„Und nicht nur, daß uns die Preise vertheuert und die Tagelöhner weggezogen werden, solche Fabriken locken uns einen Haufen Gefindel auf den Hals.“

„Geht doch zu dem Doktor Gerner, der wird euch seine Art der Fabrication klar machen, eure Befürchtungen sind anderentheils ganz grundlos.“

„Ja, der kann sagen, was er will! Der sieht seinen Profit und fragt nach nichts anderem.“

„Und wir wollten nur wissen, ob der Herr Baron mit uns gemeinsame Sache machen will, denn der gnädige Herr ist doch der Nächste dazu?“

„Eben deshalb könnt ihr euch beruhigen; ich sehe keine Gefahr und werde nichts thun, den Mann zu hindern, denn es droht weder für mich noch euch eine Schädigung, und außerdem habe ich nicht Lust, mein Geld für unnütze Gutachten zu wegzumerfen. Kein Mensch kann dem Doktor Gerner wehren, die Fabrik einzurichten, und die Regierung denkt nicht daran, sonst hätte sie ihm das Kloster nicht zu dem Zwecke verkauft.“

Das war der Inhalt der Hin- und Herreden, die nach Bauernart keineswegs so kurz und bündig sich abspielten, sondern welche die Geduld des Barons öfter auf eine harte Probe stellten.

Es half indeß kein Zureden. Die Bauern bestanden gegen ihn, zu seiner geheimen Verwunderung, auf ihrem Sinn und gingen mit dem ihm wohlbekannten „Ja, dann müssen wir mal sehen!“

Er hatte geflüstert eine Anspielung auf den alten Verdacht, welche der Meier machte, unberücksichtigt gelassen, die Geschichte war ihm längst zum Ueberdruß geworden.

Die Bauern aber flüsternd draußen: „Es hat seine Richtigkeit, er hält es mit dem Gerner.“ Und nichts hätte den Baron schwerer in seinem Ansehen bei ihnen schädigen können als dieser Verdacht.

Alix hatte nach längerem Zaudern und innerem Kampf in der That mit Adriana in möglichst schonender Weise von der Stimmung der Stadtdamen gegen sie geredet.

Adriana wurde im ersten Augenblick sehr roth, und Alix sah mit Pein und halber Reue ihr Erschröken.

Kaum aber hatte sich die Baronin besonnen, so lachte sie in ihrer unbekümmerten Weise auf und sang eines ihrer Couplets.

Dann aber küßte sie Alix und meinte scherzend: „Du hast, glaube ich, Furcht vor dem Chor der Rache! Aber du wirst sehen, wie diese lieben Leutchen kommen. Die Neugier und Klatschsucht treibt sie her, und hoffentlich sind sie nicht in der Mehrzahl. Ich werde aber durch Liebenswürdigkeit alle Feindseligkeiten todt machen, sie sollen darin auch meine Rache fühlen!“ Und dabei schüttelte sie mit komischem Zorn die kleine Faust gegen diese gehässigen Klatschbasen.

Damit war zwischen ihnen die Sache erledigt. Hatte aber Adriana schon früher öfter gesagt, ihr Ball müsse der Ball aller Bälle werden, so entfaltete sie jetzt in Bezug darauf eine Rührigkeit, die Alix bewies, es war ihr doch Ernst damit, denselben so glänzend wie möglich zu gestalten.

Mit ihrem Gatten und ihr redete sie wenig davon. Sie fuhr öfter in die Stadt, machte dort hier und da ihre Besichtigungen und lachte in sich hinein, wenn Taura behauptete, sie habe die Miene eines Feldmarschalls, der den Schlachtplan entwirft.

Es schwirrten allerlei dunkle Gerüchte umher von fürstlichen Gästen, die sich bei den Taura's angefangen hatten, von einem express aus Berlin verschriebenen Arrangeur, dem berühmten K., den die vornehmsten Familien unentbehrlich für die Einrichtung ihrer Feste fanden, und als die Einladungskarten umhergeschickt waren, kamen statt der von Alix mit Herz klopfen besüchteten Absagen wirklich von allen Seiten die verbindlichsten Erklärungen, daß man mit großem Vergnügen die Ehre haben werde.

Der Rittmeister Gemming hatte sich zu Adriana's Adjutanten gemacht und erwies sich dieses Vertrauenspostens nach allen Seiten hin würdig. Er war fast täglich im Schlosse, und da Alix jetzt, wo alles nach Wunsch sich gestaltete, in rechter echter Mädchenlaune sich voll Scherz und Heiterkeit an allen Berathungen und Besorgungen betheiligte, so gab es trotz aller Unruhe recht vergnügliche Tage der Vorfreude.

Der Baron hatte Urlaub bekommen und war für eine Woche zu den großen Jagden des Fürsten von Bentheim gereist.

Adriana hatte mit Vorbedacht auf Alix' Rath den Balltag so gewählt.

„Dann haben wir freie Hand, und Papa kommt heim in vortheillicher Laune, just um den Frack anzuziehen und sich mit unzeren Thaten überraschen zu lassen.“

Der Ball der Baronin Taura gestaltete sich in der That zu einem ganz besonders glänzenden und heiteren; der Champagner war ausserlesen, die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit der Wirthin und besonders Adriana's Gesicht wirkten überallhin belebend und erfreuend; kurz, von Anfang an verwandelte sich die beobachtende Kritik und Reserve in behagliche Gemüthsstimmung.

Es war tiefe Nacht, als man begann an den Ausbruch zu denken, und fast Morgen, bis die letzten Gäste sich entfernten.

(Fortf. folgt.)

(8)

Ein Kreuzgang.

Erzählung von Christian Ekster.

Aus dem Norwegischen übersezt von S. C. Prestion.

Der Sommer ging inzwischen zu Ende, ohne daß man weiter von dem Werdehändler sprechen hörte. Eines Tages hatte sie draußen auf dem Felde zu thun, und ihr Weg führte sie an einem tiefen, mit großen Steinen bedeckten Abhange, etwas oberhalb des Hofes, vorüber. Da bot sich ihr plötzlich ein Anblick dar, den sie fortan ihr ganzes Leben lang vor Augen hatte.

In der Tiefe des Abhanges hockte ein Mensch und krugte sich über einen Gegenstand, welcher vor ihm auf der Erde lag. Es war ihr eigener Sohn, welcher in einem Jelleisen wühlte, mit zitternden Händen Geld zählte und mit den Augen zwinkerte. Sie hörte ihn flüsternd sprechen: „So, nun muß der Kranz auch dahin,“ sie erkannte sowohl den Kranz als auch die Wirtische, und der Anblick all dessen wie des freien Abhanges, der

über den Mann und seinen Raub hinaus hing, war für sie, als läße sie den Bösen selbst, der mit tiefstehenden kalten Augen auf ihren Sohn lauerte. Das Entsetzen lähmte sie. Sie wollte stehen, aber die Füße trugen sie nicht, sie wollte schreien, allein die Zunge verjagte ihr den Dienst. Sie mußte hier stehen bleiben und dem Sohne zusehen, wie er zählte und wieder zählte, und als er fertig war, sah sie ihn einen langen Umweg um die Gebäude nehmen, auf den See hinaus rudern und etwas versenken — nun wußte sie, warum das Boot sich hatte „ansaugen“ müssen.

Sie blieb noch lange stehen und wurde naß und froh; aber in ihrer Seele brannte es um so wilder. Und als sie endlich wieder Nacht über sich selbst bekam, irrte sie noch lange auf der Haide

umher, als ob sie vor dem Anblick fliehen könnte, der sich ihr darbieten hätte. Aber wohin sie auch ihre Gedanken und ihre Blicke lenken mochte, sie sah immer denselben schwarzen Steinhau vor sich und dieselbe Gestalt darunter sitzen, und die ganze Erde war mit gelben und blauen Banknoten bestreut.

Als sie heimkam, traf sie Gjest, welcher ihr erzählte, Jon habe ihm soeben mitgeteilt, daß er nun in die Welt gehen wolle. Sie blickte ihn an, als wollte sie in den innersten Falten seiner Seele lesen. Und sie las darin auch, daß er eine Ahnung haben müsse von dem, was vorgegangen war. Sie flehte, sie wente, sie rief ihm alles in die Erinnerung zurück, was sie beide durch seine eigenen Jugendstreiche gelitten hatten. Sie hielt ihm alle seine Versprechungen vor und ließ sie Zeugnis gegen ihn ablegen, sie rief alle Mächte zu Hilfe, von denen sie glaubte, daß sie ihn beugen könnten, und als er immer gleich unerückterlich und stumm vor ihr stand, schloß sie mit den Worten: „Nieber sehe ich ihn todt hier liegen, als daß er jetzt fortziehen soll. Um unteseres eigenen Heiles willen: laß ihn nicht fort, Gjest.“

Aber Gjest antwortete kalt, Jon sei nun alt genug, um zu thun, was er wolle.

So ging sie denn zu Jon. Sie erinnerte ihn zuerst sanft an die Lehren seiner Kindheit; als dies jedoch nicht half, drohte sie ihm mit der Strafe Gottes, und zum Schluß sagte sie, daß sie von seiner Sünde wisse.

Da sah es einen Augenblick aus, als wollte er nachgeben, und sie glaubte schon gesiegt zu haben. Sie fügte hinzu:

„Du wirst nie sicher sein vor dem, was ich thue, wenn du nicht folgst.“

Aber da brach er das letzte Band und sagte:

„Nun ist ja auch kein Hausfriede mehr daheim zu finden, und ich reise jetzt, wenn ich auch euch und den Hof nie wiedersehen sollte.“

Es war eine gar kummervolle Nacht, welche auf diesen Tag folgte. Draußen türmte es, und das erste Schneegestöber sauste um das Haus. Salbjörg hörte Stimmen, welche sie von außen riefen; sie lag auf den Knien und schickte inbrünstige Gebete zu Gott um Hilfe; sie schlief endlich aus Ermattung ein und träumte, das Ganze sei nur ein böser Traum gewesen; aber dann erwachte sie wieder und mußte, daß es Wahrheit sei, und sie betete wieder, aber all ihre Gebete und all ihre Thränen fielen als fruchtbarer Regen auf einen einzigen Gedankenkeim in ihrem Sinne, und dieser eine Gedanke war selbst kalt wie Eis.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Sie hat die beiden Männer, mit ihr in die Kirche zu gehen; jedoch sie wollten nicht. So ging sie allein. Auf dem Wege und unten bei der Kirche begegnete sie vielen bekannten Leuten, welche sich alle darüber wunderten, wie bleich und abgemagert sie ausah. Das Gebirgsleben müsse es wohl machen, meinten sie. Es könnte schon sein, sagte Salbjörg; es ereigne sich da oben ja manches, was zu tiefem Nachdenken Veranlassung gebe; denn lenkte sie das Gespräch vorsichtig und prüfend auf den verschundenen Mann, und sie merkte bald, daß keine einzige Seele jemand von den Thringen im Verdacht habe. Die ganze Sache hätte also in ewiges Dunkel begraben werden können.

Sie trat in die Kirche ein, zitternd wie eine Sünderin, welche die heilige Stätte durch ihre unreinen Gedanken entweiht. Der Priester sprach von des Menschen Pflicht, auf verwilderte Seelen einzuwirken. Es sei nicht jedermanns Beruf, sagte er, als Priester und Verkündiger des Wortes Gottes aufzutreten; wenn aber jemand — sei es Mann oder Weib — in derartige Verhältnisse komme, daß es deutlich seine Pflicht sei, das Wort zu sprechen oder das Werk zu üben, welches einen Sünder zur Umkehr

führen könnte, dann wehe denjenigen, die dieses strenge Gebot nicht befolgen.

Salbjörg schien es, als ob diese Worte zu ihr allein gesprochen wären der Priester sie vor der ganzen Gemeinde bezeichnete. Denn sie war ja diejenige, welche dieses Gebot erhalten hatte und nicht befolgen wollte. Sie meinte, daß alle ihr dies ansehen müßten, und wagte weder die Augen aufzuschlagen noch sich zu bewegen. Als aber der Gottesdienst zu Ende war, fand sie alle wie früher, und hatte jemand etwas Auffallendes an ihr bemerkt so war es nur ihre tiefe Andacht.

Mit schwankenden Schritten wanderte sie wieder das Thal hinauf; aber sie ging, als ob sie sich auf der Flucht befände; es schien ihr, als habe sie eine Warnung erhalten, und sie unterhandelte nun mit sich selbst, um die Worte des Priesters anders lauten zu lassen, als sie dieselben gehört hatte. Als sie auf die Höhe hinauf kam, fiel des Mondes bleiches, nächtliches Licht über die weißen, grabestillen Flächen.

Zu solchen Nächten gehen die Todten um, dachte sie, während sie weiter ging. Aber jedoch ein gutes Gewissen hat, sieht nichts, tröstete sie sich. Aber nun wurde ihr ernstlich bang, denn es war ja wieder eine Warnung, falls ihr etwas geschah. Sie bestand sich eben auf der wüsten Stelle der ganzen öden Strecke, wo der einzige Laut, das Knirschen des Schnees unter ihren Füßen und die einzige Erscheinung, welche die Einsamkeit der weißen Schneefläche unterbrach, ihr eigener Schatten war, der neben ihr dahineilte.

Sah — hörte sie nicht hinter sich Laute? — Nein, es mußten dies ihre eigenen Gedanken gewesen sein. Aber konnten sie so laut rufen — und war es nicht wie das Gemieher von Pferden, wie der laulende Knall von Peitschen? . . . Es kam näher und näher; sie hörte nicht nur, sie sah es leibhaftig — Hunderte von Pferden kamen einhergepresst, halb verborgen im Schneerauch, blaugefärbt vom Mondlicht und sich wild tummelnd; aber kein Hufschlag war hörbar. Sie jagten über den Weg, und in dem Augenblicke, als sie vorüberpresst, sah sie den erschlagenen Bierbedienten. Er ritt rücklings auf dem Pferde, von seinen Haaren und Kleidern hingen unzählige klappernde Eiszaden; er blickte sie mit erlöschenen Augen an und deutete mit der Peitsche nach dem See. Da warf sie sich vor der entsetzlichen Erscheinung in den Schnee nieder und rief: „Ich will, ja, ich will!“

Als sie sich wieder erhob, war alles weiß und still wie zuvor, aber sie eilte nicht mehr, als ob sie sich auf der Flucht befände denn sie wußte jetzt, was sie sollte.

Jon rüstete sich voll Eile zur Reise; er wollte den Winter dazu benutzen, um „bei einem bekannten Pferdehändler“ in die Lehre zu gehen. Der Vater war ihm dabei behilflich, wenn auch verhoffen; denn Beide scheuten sich, Salbjörg unter die Augen zu kommen. Sie verschwendete kein Wort mehr an sie; aber in ihren Blicken lag eine schreiende Anklage, welche schwerer zu ertragen war, als die härteste Rede. Gjest fühlte, daß ihre stummen Bitten ihn unaufhörlich verfolgten, und Jon hatte keinen Augenblick Ruhe vor dem bleichen nächtlichen Schatten seiner eigenen Unthat.

Sie wurde nicht müde, sich ihnen zu zeigen und immer auf dieselbe stumme Weise zu mahnen und zu erinnern, zu bitten und zu drohen, und sie hoffte noch immer, daß die letzte Schrift, welche sie sich gesetzt hatte, nicht verstreichen werde, bevor sie ihre Sache gewonnen habe. Aber mit jedem Tage verlor sie etwas von ihrer Macht, und mit jedem Tage wurde das Vorhaben der Männer offenkundiger, da sie sich immer mehr an ihre stumme Art gewöhnten; bald sah Salbjörg ein, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei. (Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Seine erste öffentliche Kommerzrede** hielt der Kaiser im Jahre 1880 bei Gelegenheit der Kaiser-Manöver in Gegenwart seines Vaters in Königsberg. Kaiser Friedrich sah während derselben schmunzelnd, die kurze Pfeife im Munde, den Tabaksbeutel im Knopfloch, zwischen den beiden Präsidenten. Als der Prinz geendet, wandte sich sein Vater in der ihm eigenen gemüthlichen Weise an seine Nachbarn und sagte: „Hat er nicht ganz gut geredet? Es ist nämlich heut das erste Mal, daß ich ihn habe sprechen hören!“ Im Verlaufe des Kommerzes lud er seine beiden Nachbarn zum Manöver ein, und am Morgen in aller Frühe holte sie ein vom Kronprinzen geandeter Wagen ab.

* **Die Erfindung des Billardspiels** machten sich bisher die Engländer und Franzosen streitig. Erstere beriefen sich darauf, daß der Ausdruck Billard aus dem Englischen und zwar von *ball-yard* (Stad, mit welchem das Spiel früher getrieben worden) stamme, während die Franzosen das Wort Billard von *billé* (Kugel) ableiteten. Neuerdings hat das Britische Museum einen Brief aus dem Jahre 1750 erworben, der sich über den Ursprung des Billardspiels verbreitet und von dem man (vielleicht etwas voreilig) glaubt, daß er dem obigen Streit ein Ende machen werde. Danach wurde das heute weltbekannte Spiel gegen Mitte des 16. Jahrhunderts von dem Inhaber eines londoner Pfand-

hauses Namens William Kew erunden. Dieser Geschäftsmann machte seinem Stande als „*pawn-broker*“ insofern alle Ehre, als er jeden Abend nach Schluß des Geschäftes die über der Hausthür als Zeichen seines Gewerbes hängenden drei Kugeln herabnahm und mit denselben auf seinem Schreibtisch spielte, wobei er sich des „*yard*“ benannten Maßstodes bediente. Die Engländer leiten nunmehr den Namen Billard darauf zurück, daß William oder Bill Kew die Kugeln mit seinem Maßstod „*Bill's yard*“ trieb; auch der für den heutigen Billardstod gebräuchliche Name „*Queue*“ soll ursprünglich von dem Namen des Pfandleihers Kew stammen. Die Erklärung klingt keineswegs überzeugend.

* **Ein Kofaken-Biket** wird während des Manövers bei einem armen Dorfschneider einquartiert. Sogleich befiehlt ihm der Führer, ein gutes, gediegenes, ausgiebiges Mahl zu bereiten. Der langen Berathung mit seiner Frau folgt ein verzweifelter Entschluß: die Armen hatten nichts Gebares im Hause, und der zum Tode erschrodene Schneider kam auf den großartigen Gedanken, eine ihm zum Fischen übergebene Lederboje der Freßbegier der Unholde zu opfern. Wohlgemuth geht er an die Arbeit, schneidet die Boje in Stücke, und eiligt mit zitternden Händen wirft seine Frau diese in den Kochtopf, wo sie mit vielen Zwiebeln und einer Unschlittkerze dünsten läßt. Aber ach, es eraste sie bald ein tiefes Bangen, denn die Boje in der Sauce roch entsetzlich, und zitternd und zögernd setzte der Schneider die Schüssel den Kofaken vor. Von bleicher Furcht geschüttelt barrte

dann draußen das Ehepaar der Entwidlung, als plötzlich der Kofakentführer hineinriet. Da glaubte der Schneider sein letztes Stündlein habe geschlagen, als der Führer ihm freundlich auf die Schulter klopfte und erklärte: „Maichel, dein Essen ist ausgezeichnet, aber wovon sind die vielen Knöpfe da in dem Fletch?“

* **Das Schicksal der „Lebendig-Begrabenen.“** Man erinnert sich noch des Aufsehens, das im vorigen Jahre die Nachricht aus Neapel gemacht hat, daß die dortigen Behörden in den Laurentialshof der Nonnen, die sich zum Lebendigbegrabenem verurteilt hatten, eingedrungen seien und darin die armen Geschöpfe in schauerhaftem Zustande angetroffen hätten. Merkwürdige Blätter haben damals von Uebertreibungen gesprochen, und es mögen ja in der That bei einzelnen Darstellungen Uebertreibungen stattgefunden haben; thätlich lag aber die Dinge doch so, daß es die Behörden nicht bei der Besichtigung ließen, sondern auf die Aufhebung der ganzen Begräbnisanstalt drangen. Und dieses Ziel ist nach langen Verhandlungen endlich erreicht worden. Wie dem „Diritto“ aus Neapel berichtet wird, hat auf Antrag des Paters Velli vom Theatiner-Orden, dessen geistliche Untergebene die betreffenden Nonnen sind, der Papst gestattet, daß die Klausur aufgehoben und die Nonnen aus ihrer Einsiedelei nach ihrem Kloster veretzt wurden. Am 30. April, um 6 Uhr früh, erhielten die Eingeschlossenen den Befehl ihrer Oberen, den Ort zu verlassen, in den sie lebendig begraben hatten. Sie gehorchten und befinden sich jetzt im Kloster unter menschlicheren Verhältnissen. Der Berichterstatter des „Diritto“ ist unmittelbar nach dem Auszug der Nonnen in ihrem Begräbnishort gewesen und beschreibt denselben wie folgt: Die Einsiedelei (Eremo dello Sepolte vivo) besteht aus zwei Stockwerken und einem Gang mit sieben Zellen, in welche sich die Nonnen alle Tage der Woche zum stillen Gebet begaben. Der erste Stock war unbewohnt, im zweiten wohnten die Nonnen, deren Zahl zuletzt dreizehn betrug, darunter sieben Laienschwestern. Die Kleidung der Nonnen war ganz weiß, nur der dicke Schleier war schwarz. Von den Laienschwestern unterschieden sich die andern durch einen Mantel sowie durch die sog. pazienza, eine Art türkischen Gürzels. Die Nonnen verkehrten mit niemand; in dringenden Fällen läuteten sie eine Glocke, worauf aus dem Kloster eine Schwester kam, der das Anliegen durch ein kleines Fensterchen mitgeteilt wurde. In die Einsiedelei wurde niemand gelassen; ein Maurer, der darin einmal arbeiten mußte, versicherte, daß die Nonnen niemals sprachen und stets traurig waren. An den Wänden einiger Zellen war Geschriebenes zu sehen, das mehrere hundert Jahre alt war. Die Zellen selbst waren geräumig und gut gelüftet, die Fenster in gewohnter Lage und augen mit Jalousien von Holz verschlossen. Jetzt wird in der Einsiedelei eine Klosterschule für 200 Kinder eingerichtet; die Arbeiten dazu haben bereits begonnen. Das letzte derartige „Grab der Lebendigen“ ist somit verschwunden.

* **Ein neuer Seefanal** wird für die Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Nordwestlichen Meere geplant. Wie „Industries“ mitteilt, hat sich bereits eine Aktiengesellschaft für die Ausführung des Projektes gebildet. Der Kanal soll eine Länge von 75 engl. Meilen bei einer Breite von 73 Fuß und einer Tiefe von 14½ Fuß erhalten. Sechs Jahre sind als Bauzeit in Aussicht genommen.

* **Heringfang.** So zahlreich wie in diesem Frühjahr sind die Heringe seit Jahren nicht mehr an unsere Ostsee-Küste gekommen. Bis in die kleinsten Buchten der dänischen West sind sie vorgebrungen und in solchen Mengen, daß nach greifswalder Blättern, wieder Fischer kürzlich in der Nähe der wieder Badeanstalt mit einem Netz mit dem großen Garn ungefähr 800 Wall, also mehr als 6000 Heringe fangen konnten. Ueberhaupt ist der Fang schon seit vielen Wochen ein außerordentlich reicher, für die Fischer ein zu reicher deshalb, weil die Preise infolge des massenhaften Angebots so niedrig geworden sind, daß die Fischer kaum die Abnutzungskosten des Geschirres aus dem Erlös für den Fang decken können. Ein münchguter Fischer kam vor einigen Tagen mit einem Fange von 800 Wall nach Greifswald, als Erlös nahm er sieben Mark heim. Es ist vorgekommen, daß das Wall Heringe mit einundneunzig Pfennig bezahlt ist, fünf bis zehn Pfennig ist nun schon seit Wochen Durchschnittspreis. Und selbst zu diesen Preisen ist die Waare kaum noch abzusetzen. Vor einigen Tagen wurden zwei große Fuhren Heringe aus Feld als Dünger gefahren, weil sie überhaupt nicht zu verwerten waren. Unter diesen Umständen ist es sehr wohl begreiflich, daß die Fischer, um sich vor Schaden zu bewahren, den Fang mehr und mehr einstellen.

* **Eine wunderliche Sitte** herrscht in Grabow i. Meckl. noch bei den Katholiken vor; es wird nämlich vor den Wahlen an drei Sonntagen in der Kirche „öffentliche Fürbitte“ gethan. Neuerdings ist diese von der alten Stadtverfassung vorgeschriebene Fürbitte für die Wahl eines dritten Rathsherrn gehalten worden.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

?? Anfang der nächsten Woche wird, wie man uns aus Sera schreibt, unter russischer Flagge eine neue Expedition behufs Tiefmessung auf dem Schwarzen Meere in Thätigkeit treten. Es handelt sich um eine Weiterführung der wissenschaftlichen Untersuchungen, welche vorher an Bord des Kanonenbootes „Tschernomwiez“ stattgefunden haben, besonders um die Herstellung einer zuverlässigen Grundkarte, und sollen die erforderlichen Untersuchungen bis 1895 beendigt sein.

K. Die Vorbereitungen zu dem im August d. J. in Bern stattfindenden Internationalen Geographen-Kongress sind bereits in vollem Gang. Die Verhandlungen sollen in den vier Hauptkultur Sprachen des heutigen Europa geführt werden, also in Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch. In der Eröffnungs- wie in der Schlußsitzung werden Forschungsreisende sprechen (so die Herren Bonwaldt und Herzog Heinrich von Orleans, die süßen Reisenden, welche jüngst ein erstes Mal ganz Asien durchzogen haben quer über die bisher so unbestimmbar gewesene Aftenerhebung von Tibet, ferner der ausgezeichnete Kenner Australiens Baron Ferdinand v. Müller, die Afrikareisenden Hübner, Junker, Graf Feil). In den übrigen allgemeinen Sitzungen sollen wichtige Fragen streng wissenschaftlicher Art verhandelt werden; Hann, Blanford und wahrscheinlich Angot werden über meteorologische Beobachtungsmethoden auf Reisen sprechen, über landeskundliche Forschungen werden berichten namens der Schweiz Prof. Brückner-Bern oder Präsident Guillaume, namens Deutschlands Prof. Kirchhoff-Halle oder Prof. Peuck-Wien, namens der Niederlande Prof. Kan. Verhandlungen über speziellere Fragen bleiben auch diesmal den Sektionsitzungen vorbehalten. Das fertige Programm für den Kongress wird noch im Laufe dieses Monats bekannt gegeben.

— Dem deutschen Tabakbau entgeht unerwartet eine Hilfe von einer Seite her, von welcher sie gewiß nicht leicht zu erwarten war: von den Bakterien. Im kryptogamischen Laboratorium der Universität Berlin, welches unter der Leitung des bekannten Bakteriologen Professor Dr. Pops steht, hat Emil Suchsland eingehende Studien über die Fermentation des Tabaks gemacht und ist dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt. Die Fermentation ist bekanntlich für die Gebrauchsfähigkeit und Güte aller Tabakarten von der größten Bedeutung. Sie wird eingeleitet, indem man den sogenannten dagreifen Tabak in großen Haufen von 100 und mehr Centnern fest zusammenpackt. Hier tritt je nach dem Feuchtigkeitsgehalte in kürzerer oder längerer Zeit eine oft sehr starke Erwärmung ein; der Tabak schwindet, wie die Fabrikanten sagen, und dabei vollzieht sich die Bildung derjenigen aromatischen und sonstigen Verbindungen in den Tabakblättern, welche beim Verbrennen auf unseren Geschmack und Geruch sowie auf unser Nervensystem einwirken. Man hielt bisher diese Vorgänge für rein chemischer Natur, indessen stellte es sich heraus, daß wir es dabei mit Gährungserscheinungen zu thun haben, welche, wie die Milchsäure-, Buttersäure- und Essigsäure-Gährung, durch besondere Arten von Spaltpilzen eingeleitet und hervorgebracht werden. Alle fermentirten Tabake enthalten Spaltpilze (meistens Bakteriaceen) in großer Menge, aber in wenigen Arten. Werden nun die Spaltpilze der edleren Tabakarten rein gezüchtet und dann zur Fermentation anderer, weniger edler Tabakarten verwendet, so nehmen diese Geruch und Geschmack jener feineren Tabakarten an. Die hier erwähnten Versuche stellen große Umwälzungen in der Tabakfabrikation in Aussicht. Man hat in Deutschland durch Einführung guter Arten, planmäßige Düngung und sorgfältige Behandlung der Pflanzen bessere Tabake zu erlangen gesucht, und hat damit wohl reichliche und schöne Ernten erzielt, aber die Beschaffenheit des Erzeugnisses wurde dadurch nicht wesentlich verbessert. Unsere Fermentation lieferte kein edleres Produkt, weil ihr die edleren Sorten der Spaltpilze fehlten. Gelingt es, diese aus den Ländern wie Cuba, Batavia, Java u. s. w. einzuführen — und das kann doch nicht schwer sein — so werden voraussichtlich weit feinere fermentirte Blätter erzielt werden.

H. Wien, 11. Mai. In der Hofburgkapelle gelangte gestern eine neue Messe in C-Moll, komponirt vom deutschen Wotschauer Prinzen Reuß, zur Aufführung. Der Musikkritiker der „Neuen Fr. Presse“, Ganslik, schreibt über die Messe, dieselbe bekunde ernstes Studium sowie Ververrichtung der Formen der Kirchenmusik. Die drei ersten Sätze seien etwas zu weit ausgehoben. Einen besonders weitholenden Eindruck mache das in knapper Form gehaltene „Benedictus“. Der Komponist stelle ziemliche Anforderungen an die Sänger und das Orchester. Derselbe erklärte, er beglückwünsche sich dazu, das ausgezeichnete Ensemble der Hofburgkapelle für sein Werk eintreten zu sehen.